



Mission beendet?

Nach Afghanistan geht mit Mali der zweite **große Auslandseinsatz** für die Bundeswehr zu Ende. Damit schließt sich vorerst ein verlustreiches und blutiges Kapitel. Weit von Deutschland entfernt hat die Truppe kämpfen gelernt. Nun steht ihr wieder ein Umbruch bevor

TEXT VON MIKE SZYMANSKI

Foto: Nana Ehlers/Bundeswehr/dpa

Ein Einsatz geht zu Ende. Im Schatten des Krieges in der Ukraine holt die Bundeswehr ihre Soldaten aus dem westafrikanischen Mali zurück. Mehr als 1000 Soldaten waren dort zwischenzeitlich eingesetzt, um als Teil der UN-Blauhelmission „Minusma“ das Land im Kampf gegen islamistischen Terror zu unterstützen.

In den zehn Jahren der Mission ist Mali nicht wirklich sicherer geworden. Militärs haben die Macht übernommen und russische Söldner ins Land geholt. Die Vereinten Nationen sind als Partner nicht mehr erwünscht. Zum Weihnachtsfest sind die deutschen Soldatinnen und Soldaten wieder bei ihren Freunden und Familien. Sie werden sicher nicht allzu lange Ruhe und Erholung finden.

Bundeswehrsoldaten in Gao holen die Fahne ein. Ihr Feldlager „Camp Castor“ wurde an die malische Regierung übergeben. Am 12. Dezember haben die letzten 142 deutschen Soldaten den Stützpunkt verlassen

Die Bundeswehr befindet sich im Umbruch, nachdem russische Truppen die Ukraine überfallen haben. Das neue Diktum für die Bundeswehr lautet, bereit für die Landes- und Bündnisverteidigung zu sein. Verteidigungsminister Boris Pistorius (SPD) will eine „kriegstüchtige“ Gesellschaft und Bundeswehr.

Umbruch – mal wieder. Eine Generation an Soldatinnen und Soldaten hatte den Ausspruch des früheren Verteidigungsministers Peter Struck (SPD) von 2002 verinnerlicht, wonach Deutschlands Sicherheit „auch am Hindukusch“ verteidigt werde. Sie packten nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 ihre Rucksäcke für Missionen fernab von Europa in den kaputten Winkeln der Welt. Afghanistan ist mit dem überhasteten Abzug 2021 längst wieder an die Taliban zurückgefallen. Ein bitterer Moment.

Mehr als 90 000 Soldatinnen und Soldaten waren in Afghanistan in Einsatz, etwa 25 000 Soldaten in Mali. Hinzu kommen diverse kleinere Kontingente, etwa für die Piratenjagd vor Afrika oder für den Kampf gegen die Terrormiliz „Islamischer Staat“ in Syrien und im Irak. Sie alle begründen die „Einsatzarmee“.

Dutzende Soldaten verloren ihr Leben im Dienst

Die Zeit der großen Auslandseinsätze geht nun zu Ende. Vorerst. Sie war blutig und verlustreich. In den zurückliegenden zwei Jahrzehnten wurden in Mali und Afghanistan zusammen 145 Soldatinnen und Soldaten verwundet. 59 kehrten aus Afghanistan nicht lebend zurück, drei starben in Mali. Nicht alle kamen im Gefecht ums Leben, aber sie verloren ihr Leben im Dienst. Von denen, die zurückkehrten, leiden etliche auch Jahre später noch unter den Belastungen aus dem Einsatz. Legt man die Schätzungen zugrunde, wonach drei Prozent der Einsatzrückkehrer psychische Probleme entwickeln, dann haben allein für die Missionen in Mali und Afghanistan wohl mehr als 3500 Soldaten ernst zu nehmende gesundheitliche Schwierigkeiten.

Dazu zählt die PTBS, die posttraumatische Belastungsstörung, in der das Erlebte die Soldaten einholt, sie so sehr körperlich und seelisch unter Stress setzt, dass sie Hilfe brauchen. Jedes Jahr kommen 200 neue PTBS-Fälle dazu. FOCUS lässt nun Veteranen zu Wort kommen, die offen über ihre Erlebnisse und Gefühle sprechen wollten. Sie erzählen, wie es ist, über Monate im Einsatz zu sein. Wie es sich anfühlt, wenn ein staubiges Feldlager zum Zuhause wird. Was in einem Menschen vorgeht, der in ein Gefecht gerät und tötet. Auch darum geht es in den Erzählungen: die langen Schatten, die die Einsätze werfen. ■

Vier Veteranen blicken zurück

Im Gefecht

„Ich habe im Rahmen meines Auftrags Menschen vernichtet. Ich kann mich an die Gesichter genau erinnern“

Es war seit Kindheitstagen mein Traum, Soldat zu werden. Mir war bewusst, auf was man sich einlässt: zu kämpfen und zu töten. Das Schießen war mir schon vor meiner Dienstzeit nicht fremd. Ich hatte darin als Sportschütze sowie Jäger Erfahrung. Ich beherrschte meine Arbeit. Ziele mit der Größe einer Zigarettenschachtel traf ich auf 1200 Meter Entfernung.

Das erste Mal im Einsatz war ich 2009 auf 2010 in Afghanistan, als Teil der „schnellen Eingreiftruppe“, der Quick Reaction Force. Zu unseren Aufgaben gehörte es, Aufklärung im Raum zu absolvieren, festzustellen, wo sich Feindkräfte befinden,

Sprengfallen zu beseitigen sowie die Stimmung der Bevölkerung wahrzunehmen.

Wir standen oft in Gefechten. Dies hat natürlich einen anderen Charakter, als auf dem Truppenübungsplatz zu schießen. Dort spürt und hört man nicht die Geschosse, die auf einen zukommen. Zum Glück wurde ich nie verletzt, physisch jedenfalls.

Aber es steckte mal ein Projektil in meiner Schuhsohle. Das fiel mir während einer Gefechtspause auf. Ich trage es heute noch als Talisman in meinem Portemonnaie, wollen Sie es sehen?

Ich habe im Rahmen meines Auftrags Menschen vernichtet. Ich kann mich an die Gesichter dieser elf Gegner genau erinnern. Ob ich Schuld empfinde,

fragen Sie? Nein. Ich hatte keine Skrupel, denn das war mein Auftrag. Für mich war das Arbeitsroutine. Ich habe meine Kameraden beschützt, das war mein Schwerpunkt.

Auch heutzutage ist das Schießen ein fester Bestandteil meines Lebens. Einerseits um mich fit zu halten. Beruflich arbeite ich in der Sicherheitsbranche. Auch die Jagd gehört zu meinem Leben. Mir ist aufgefallen, dass ich den Finger am Abzug oft gerade lasse. Ich schieße nur, wenn es unbedingt notwendig ist, etwa wenn Tiere krank sind. Hege-schuss nennt sich das. Ich lege keinen Wert auf Trophäen.

Für Außenstehende ist das vielleicht nicht einfach zu verstehen, aber wenn ein Gefecht beginnt, dann ist das der Moment, wo man sich entspannt. Jetzt können wir agieren. Dafür sind wir ausgebildet worden. Nichts ist schlimmer für uns Soldaten als die Ungewissheit, die Frage: Wann greifen sie an? Nichts belastet einen mehr, als ständig aufzupassen. Dieses Verhalten ist bis heute mein ständiger Begleiter. Die Einsätze haben mich sehr verändert. Durch einige Erfahrungen in Afghanistan ist mir ein verantwortungsbewusster Umgang mit Wasser sehr wichtig. Ich kann seitdem nicht mehr in die Badewanne steigen. Das sind die Resultate, wenn man seine Trinkwasservorräte stark rationieren musste. Mein Haus ist zu meiner Burg geworden, es ist der einzige Ort, an dem ich mich sicher fühle. Ich vermeide große Menschenansammlungen oder Situationen, die ich nicht selbst bestimmen kann. Nach mehr als einer Dekade habe ich mir Hilfe gesucht, weil Kameraden mich animiert haben. Ich bin an einer posttraumatischen Belastungsstörung erkrankt.

Die Politik diskutiert, einen Veteranentag einzuführen. Ich würde das als Wertschätzung empfinden. Aber ich weiß nicht, ob die Gesellschaft schon so weit ist.“

Fotos: privat



Tobias Glöckner, 42

Scharfschütze, zwei sechsmonatige Einsätze in Afghanistan 2009/2010 und 2012



Anna Hentsch, 43

Zentraler Sanitätsdienst der Bundeswehr, OP-Personal, Afghanistan 2015/2016, Vorstandsmitglied Bund Deutscher Einsatzveteranen

„Die Politik diskutiert, ob wir kriegstüchtig sind. Das haben wir gelernt. Ich sage: Ich war im Krieg“

Das Lagerleben

Soldaten brauchen es nicht schön. Wir machen es uns aber schön. Ich habe Weihnachten und den Jahreswechsel 2015 auf 2016 auf dem US-Stützpunkt Bagram verbracht. Das war mit Weihnachten in Deutschland nicht vergleichbar. Überhaupt: Nichts war wie zu Hause. Immer lag Staub in der Luft. Umgeben von fremden Menschen, Sprachen und Gerüchen. Raketenbeschuss stand auf der Tagesordnung.

Unser Weihnachtsbaum bestand aus aufgetürmten grünen Sandsäcken, ein paar Kugeln und Lichterketten. So war das im Einsatz: Man arbeitete mit

dem, was man hatte, und machte das Beste daraus.

Ich gehörte zum OP-Personal und galt als medizinische Spezialkraft. Die Bundeswehr hat Soldaten wie mich bei Partnernationen als Unterstützung eingesetzt. Wir, ein Chirurg und ich, waren zu zweit als OP-Team in Bagram.

Mit einem „Black Hawk“-Hubschrauber bin ich nach meiner Ankunft dorthin gebracht worden. Ich mochte den Flug, weil ich dabei etwas vom Land gesehen habe. Als medizinische Spezialkraft durfte man in der Regel den Stützpunkt nicht mehr verlassen. Es konnten jederzeit Soldaten verletzt werden, dann musste ich in den OP. Und wenn es in Afghanistan krachte, dann ordentlich. Wir hatten mal die

Verwundeten nach einem Selbstmordanschlag zu versorgen, 20 teils schwerstverletzte Soldaten. Kameraden, die man vom Sehen kannte. Drei starben.

Wir Soldaten trugen unsere Waffen immer bei uns, wenn wir im Stützpunkt unterwegs waren. Ein Gefühl von Sicherheit gab es nirgends.

Mit der Ankunft hieß es: funktionieren. Wo habe ich mich zu melden? Wer ist für mich verantwortlich? Wo kriege ich was? Und dann stellte sich sofort das neue Leben ein: Man sah immer dieselben Leute, ging dieselben Wege und bekam das gleiche Essen. Es gab kaum Freizeit. Bereitschaft 24 Stunden, sieben Tage die Woche. Dazwischen Ruhezeiten. Jederzeit konnte sich die Lage ändern. Ich war mit anderen Frauen in einer Stube mit vier Doppelstockbetten untergebracht. Wir teilten auch mit vielen anderen Duschen und Toiletten. Privatsphäre gab es keine. Als Sichtschutz hatte ich mir das untere Bett mit einer Decke verhängen. Im Lagerleben war man nie wirklich allein. Der Vorteil: Es war immer jemand da zum Reden.

Die Politik diskutiert, ob wir kriegstüchtig sind. Ja, das haben wir in den letzten 20 Jahren gelernt. Ich sage: Ich war im Krieg.

Meine Rückkehr nach Deutschland war surreal. Ich bin Linie geflogen, von Kabul aus über Istanbul nach Deutschland. Kein Kamerad an meiner Seite. Das war komisch. Als ich nachts in Deutschland landete, waren die frische Luft und die Stille überwältigend. Ich musste mich erst wieder daran gewöhnen, einkaufen zu gehen und für mich zu kochen. Einmal stand ich im Supermarkt und war überfordert von der großen Auswahl an Lebensmitteln. Ich drehte mich wieder um und verließ den Supermarkt. Ich verstand auch nicht mehr die Streitigkeiten anderer Leute über Belanglosigkeiten des Alltags. In Deutschland ist doch vieles noch in Ordnung.“



André Hassan Khan, 47

Luftwaffensoldat, Sensorbediener an der Aufklärungsdrohne Heron 1. 2016/2017 in Mali, diverse Einsätze in Afghanistan

Die Rückkehr

Es ist ein gutes Gefühl zu wissen, dass es zurückgeht. Es stellt sich schon ein, wenn man sein Material in den letzten Tagen abgibt. Als ich meine Waffe zurückgegeben habe, fiel die Grundanspannung von mir ab. Man denkt sich: Die brauche ich nicht mehr. Nachher geht der Flieger. Dann geht es nach Hause.

Ich habe Mali von oben gesehen. Ich bediente die Kameras an dem Heron-1-Aufklärungs-

system, wir sagen Sensoren dazu. Ich mag das Wort Drohne eigentlich nicht. Da denkt man an kleine Geräte. Die Heron-1-Drohne, mit der wir in Mali im Einsatz waren, ist so groß wie ein Sportflugzeug.

Ich habe Mali als ein buntes Land in Erinnerung. Anders als Afghanistan. Afghanistan war eher braun für mich, nur im Frühjahr, da kann es sehr grün sein. Mali aber kann bunt sein wie ein Regenbogen. Das erste Bild, das ich vor Augen habe, wenn ich an Mali denke, das

ist: roter Sand. Der geht aus den Klamotten auch nicht mehr raus. Die Menschen sind farbenfroh gekleidet.

Im Flieger nach Hause sitzt man dann mit den Kameraden zusammen. Wir reden. Jemand macht Witze. Aber dann setzt die Erschöpfung bei allen ein, und jeder ist für sich. Ich setze mir dann Kopfhörer auf und höre Musik von Ludovico Einaudi, einem Pianisten.

Natürlich zieht man persönlich Bilanz: Einerseits geht es um den großen Auftrag. In Mali ging es den Vereinten Nationen darum, das Land im Kampf gegen islamistische Terrorgruppen zu stabilisieren. Ich vermag nicht zu beantworten, wie die Bevölkerung beurteilt, ob das gelungen ist. Aber jeder Soldat hat seinen Aufgabenbereich, in dem er für sich bilanziert: Habe ich meinen Job richtig gemacht? War mein Einsatz wertvoll für die Sache?

Unsere Aufnahmen mit dem unbemannten Luftfahrzeug haben sicherlich geholfen, Gefahren früh zu erkennen und die Truppen zu warnen. Ich kann für mich sagen, ich habe dazu beigetragen, dass wir unseren Auftrag erfüllen konnten.

In Afghanistan habe ich an der Kamera verfolgen müssen, wie es zu einem Massaker an den afghanischen Streitkräften kam. Diese Bilder verfolgen mich. Der Einsatz hat mich verwundet. Und trotzdem möchte ich sagen: Es war richtig, dorthin zu gehen.

Universitäten hatten geöffnet, es gab Schulen für Mädchen. Auch wenn die Taliban die Zeit wieder zurückdrehen: Dieser kleine Funken war es wert. In Mali haben wir die Menschen nicht erreicht, die in Verantwortung stehen wollen. Es ist richtig, abzuziehen, wenn der Staat die Hilfe nicht will und sich gleichzeitig andere Partner sucht. Ich stehe zu den Auslandseinsätzen. Ich bin überzeugt: Wenn die Umstände es erfordern, müssen wir auch in Zukunft bereitstehen. ■

Fotos: privat, Lena Giovanazzi für FOCUS-Magazin

Das Leben danach

Ich bin vor elf Jahren bei der Bundeswehr ausgeschieden. Ich arbeite in Potsdam als Feuerwehrmann und Notfallsanitäter. Ich mag meinen Job. Ich lebe in einer Partnerschaft und habe einen Sohn. Mir geht es super – die meiste Zeit jedenfalls.

Mir fällt auf: Es gibt diese Momente, in denen ich gereizt bin und mir das schwer erklären kann. Ich stelle fest, dass ich nervöser bin. Wenn ich in ein Restaurant gehe, suche

ich mir einen Platz, wo sich niemand in meinem Rücken aufhalten kann. Dann erst fühle ich mich sicher. Ich erlebe an mir, dass Auslandseinsätze einen ziemlich langen Schatten werfen.

Ich war zwischen 2006 und 2009 insgesamt dreimal in Afghanistan im Einsatz. Ich habe miterlebt, wie sich die Sicherheitslage verschlechterte. Anfangs haben wir in meiner Einheit auf Kameraden aufgebaut, die halfen, Schulen zu bauen. Später mussten wir als

„Wir haben uns in unserem Dingo so gefühlt, als könnten wir es mit der ganzen Welt aufnehmen“



Christian Szafran, 39

Infanterist, Einsätze in Afghanistan 2006, 2007/2008, 2009

schnelle Eingreiftruppe immer dann raus, wenn Kameraden unter Beschuss gerieten.

Wir waren jung, Anfang zwanzig. Meinen Geburtstag habe ich in Kabul auf einem Wachturm verbracht. Ich kenne dieses Gefühl von Stärke, das sich einstellt, wenn man das erste Feuergefecht überstanden hat. Wir haben uns in unserem Dingo, dem Patrouillenfahrzeug, danach so gefühlt, als könnten wir es mit der ganzen Welt aufnehmen. In meiner Schutzweste hatte ich hinterher noch eine Patronenhülse gefunden.

Ich war in Afghanistan dabei, wie gefallene Soldaten in Särgen an mir vorbeigetragen wurden. Ich habe Getötete und Verletzte im Gefecht gesehen. Ich habe selbst Schüsse abgefeuert. Die Politik hatte sehr lange gebraucht, dies Krieg zu nennen.

Diese Bilder haben sich in mir eingebrannt. Ich habe zwar keine Flashbacks, wo mich das Erlebte einholt und lähmt, oder Alpträume. Aber solche Einsätze machen etwas mit einem, das merke ich an meiner Gereiztheit.

Ich kenne Kameraden, die hinterher nicht mehr zurechtgekommen sind und Selbstmordgedanken hatten. Einen konnte ich gerade noch davon abbringen, sich etwas anzutun. Ich will sichergehen, dass sich bei mir nicht noch eine posttraumatische Belastungsstörung einstellt. Ich werde zum Arzt gehen, um das auszuschließen. Wenn man so will, habe ich die Einsätze immer noch nicht hinter mir gelassen.

Daheim kam meine damalige Partnerin nicht damit klar, dass ich so weit weg war. Unsere Beziehung scheiterte daran, dass ich Soldat und im Einsatz war. Als ich zurückkehrte, war ich alleinerziehender Vater eines kleinen Jungen, einem Säugling. Ich schied bei der Bundeswehr aus.

Mir fehlt die Bundeswehr, mir fehlen die Kameraden, teilweise bis heute noch. ■